

Das goldene Dreieck

Autor(en): **Locher, Hansueli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **94 (1984)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hansueli Locher

Das goldene Dreieck

Wo gebaut wird, muss man Bäume pflanzen (türkisches Sprichwort)

Le Corbusier bemerkt dazu: *Bei uns entfernt man sie*



Vorwort

September 1982: Plakate verkünden die Eröffnung des Neumarkt II in Brugg: «Grösser, Schöner, Bruggiger». Kurze Zeit später findet sich darübergesprayed die Bemerkung: «klein, kleiner, kleinert». Die Randnotiz ist geradezu eine Lappalie für den Berner Geschäftshäuser-Erbauer Viktor Kleinert. Er ist sich andere Formen der Opposition gegen seine geschäftstüchtige Dynamik gewohnt. Bombendrohungen beispielsweise wegen seiner Baupläne am Stauffacher in Zürich, wo er sich, politisch sensibel geworden, aus dem Geschäft zurückzog. In Brugg wurden ihm kaum Steine in den Weg gelegt. Er konnte ungehindert wirken. Er leistete einen Beitrag zur Förderung der Stadt als regionalem Zentrum – sagen die einen. Andere finden, das Stadtbild sei durch die neu entstandene City verschandelt, zerstört und verbetoniert worden. Sie empfinden ein Unbehagen beim Anblick dieser Entwicklung: sie äussern Gefühle. Auf der andern Seite stehen Logik, Fortschritt, Wirtschaftlichkeit, Rentabilitätsstreben: das City-Dreieck soll durch Gewinne vergoldet werden. Zwei Welten prallen hier aufeinander, die sich nicht mehr verstehen und nicht mehr verständigen können. Eine verhängnisvolle Entwicklung. Deshalb fand ich es interessant, den Ursachen nachzugehen, die ein Brugger Quartier so radikal verändert haben, wie kein anderes. Ich wollte die Verantwortlichen, die Schuldigen suchen und aufzeigen. Ich habe sie nicht gefunden. Ich entdeckte Zufälle, Fehler, Probleme, Konsequenzen, Sachzwänge und Menschen, die das goldene Dreieck in Brugg ganz unterschiedlich beurteilen. Das Zusammenwirken komplexer Abhängigkeiten und Verknüpfungen führt zu einer Entwicklung, die kaum steuerbar und in ihrem Resultat schon gar nicht voraussehbar ist. Darin zeigt sich die Beschränktheit mensch-

lichen Planens und Vorausschauens. Eine Folgerung, die zur Vorsicht bei ähnlichen Grossprojekten mahnt, oder wie Hans Saner dies in seinem Buch «Hoffnung und Gewalt» formuliert: «Handle jederzeit so, dass durch Dein Handeln und seine Folgen die Bewohnbarkeit des Planeten und die Freiheit des Menschen nicht zerstört werden.»



Das Dreieck

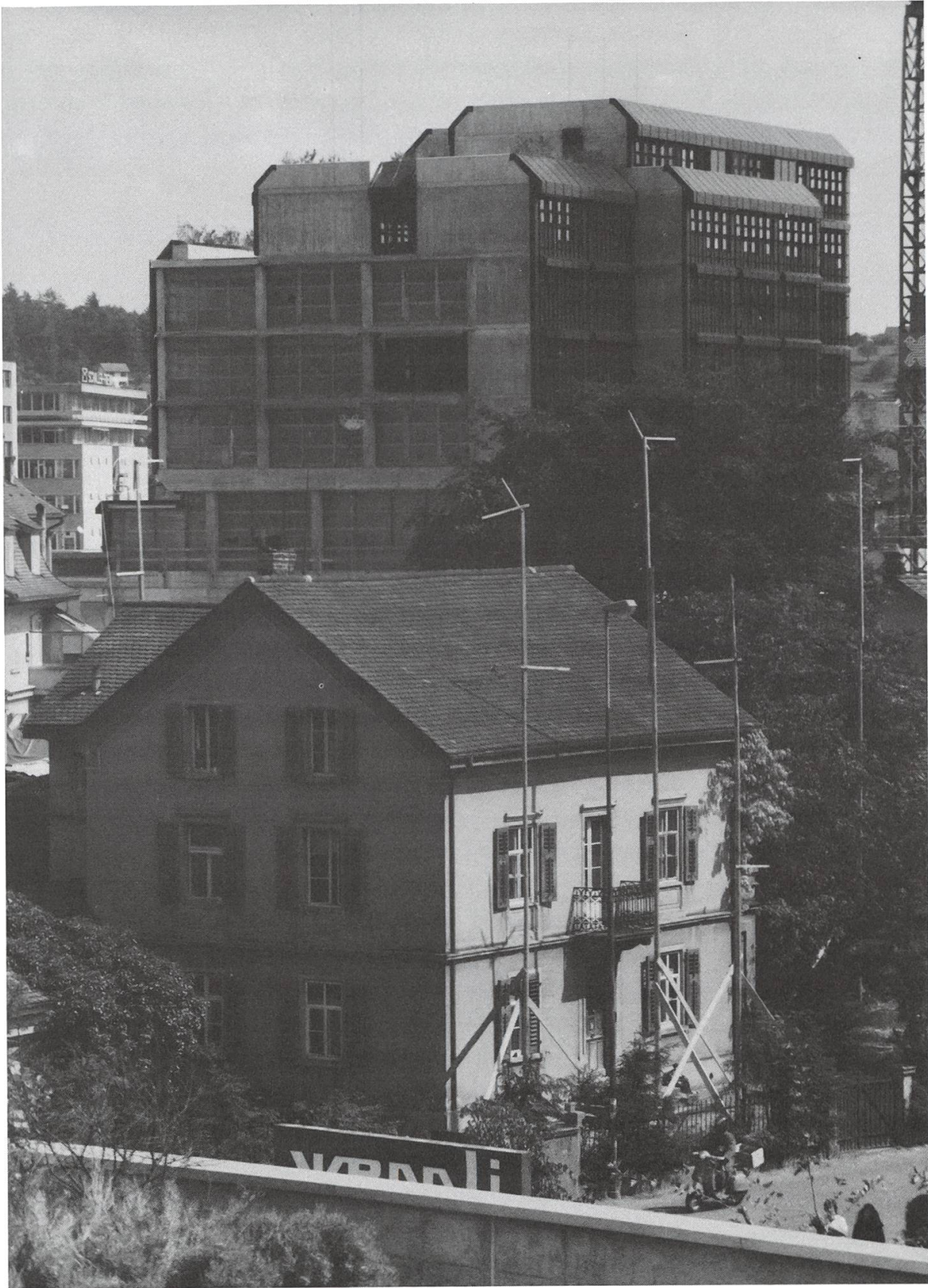
Das Dreieck zwischen Bahnhofplatz, Bahnhofstrasse und Badenerstrasse, das in den 60er-Jahren von der City-Planung erfasst wurde, entstand 1927. Bis dahin benützte der Strassenverkehr Basel–Zürich den Bahnübergang zwischen alter Zürcherstrasse dies- und jenseits der SBB-Geleise, die damals noch Zürcherstrasse hiess. Mit dem Bau der Badenerstrasse ab Lindenplatz und der Bahnunterführung 1927 konnte der Bahnübergang mit Schiebarrieren aufgehoben werden. Die Brugger lösten mit dieser kleinen Umfahrung frühzeitig ein Verkehrsproblem mit niveaugleichen Kreuzungen von Bahn und Strasse, das anderen Städten viel später weit grösseres Kopfzerbrechen bereitete. Die Badenerstrasse ist trotzdem kein Zeichen von fortschrittlichem und weitsichtigem Brugger Geist, wie er gerne dem Kraftwerkbau von 1892 zugeschrieben wird, der die industrielle Entwicklung förderte. Vielmehr hatten die Brugger beim Bau der Badenerstrasse leichtes Spiel: es standen ihr keine Gebäude im Wege.



Rosalie Strössler

Das grösste Opfer bei dieser ersten Verkehrssanierung hatte die Wirtfamilie Strössler vom Restaurant «Bahnhof» zu erbringen – durch Enteignung erzwungen. Ihr grosses Grundstück östlich der Zürcherstrasse wurde durch das neue Strassenkreuz Badenerstrasse und Bahnhofplatzverlängerung/Rosengartenweg in vier Teile zerschnitten. Rosa-

Abb. 1. Das Alte wartet nur noch darauf, abgebrochen zu werden (Foto: Hansueli Locher, Sommer 1983).



lie Strössler, die zuletzt verstorbene von vier Töchtern der Wirtefamilie, trug schwer an diesem Kreuz. «Die Teilung hat ihr furchtbar zugesetzt», erinnert sich eine ihrer wenigen Bekannten: «Sie hing an allem Alten und lehnte Neuerungen, die sie nicht begriff, ab. Sie wehrte sich beispielsweise auch gegen den Abbruch des «Füchslin»-Brunnens 1951.» Rosalie Strössler war ein Kuriosum, ein Original, aber keine Querulantin. Sie zählte sich zu den bessern Bruggern, ebenso ihre Gäste im «Bahnhof»; war eigenwillig und manchmal auch rechthaberisch. Sie bewirtete nur, wen sie kannte: ihre Stammkundschaft. Kam ein Fremder auf die Idee, bei ihr einzukehren, drehte sie flugs den Schlüssel und das Restaurant war geschlossen. Wer bei ihr essen wollte, wurde ins benachbarte «Füchslin» verwiesen. Nur prominenten Gästen, wie dem ersten Bauernsekretär Dr. Laur, bestellte sie auf der andern Strassen- seite einen Kuchen in ihr eigenes Haus – und den musste Frau Füchslin persönlich bringen.

Rosalie Strössler litt später unter Alterskrankheiten und war nicht mehr fähig, die Wirtschaft zu führen. Überall stand schmutziges Geschirr; das Haus verkam und verlotterte. Sie aber lehnte jede Renovation ab: «Es fehlt doch kein einziger Nagel in meinem Haus!» Die letzte «Bahnhof»-Wirtin blieb ledig, ebenso wie ihre drei Schwestern. Vielleicht war eine unglückliche Liebe daran schuld oder die Angst, nur wegen des Geldes geheiratet zu werden? Ihre Angst vor Veränderungen zeigt sich auch darin, dass sie ihr umfangreiches Grundstück mitten in der Stadt nicht verkaufte, obwohl es an entsprechenden Angeboten nicht fehlte. Ein Verkaufsgeschäft scheiterte erst bei der Unterschrift vor dem Notar ... Rosalie Strössler starb am 22. Januar 1962 im Alter von fast 81 Jahren.



Das «Füchslin»

Ich habe das legendäre Hotel «Füchslin» nicht mehr gekannt. Es stand vis-à-vis des Restaurants «Bahnhof» auf der andern Seite der Zürcherstrasse im «Pfauenacker» – ein Hinweis darauf, dass früher vor den Toren Bruggs Landwirtschaft das Feld beherrschte. Im Ohr blieb mir nur das Gerede vom «Füchslin»-Wirt, der mit dem Hotelverkauf «Millionen gemacht» habe. Die persönliche Tragik – vom Geld, das

nicht glücklich macht – blieb vielen verborgen. Seine Frau mag gar nicht mehr darüber reden: «Ich habe schon lange einen Strich unter diese Sache gemacht. Man muss das, sonst ...» Was da alles mitspielte, kann man nur aus ihren Äusserungen erahnen: sie möchte nicht, dass die alte Geschichte der City-Planung wieder aufgerollt wird, die «10 Jahre vom Leben meines Mannes weggenommen hat». Die «Füchslin»-Geschichte reicht weiter zurück. 1877 übernahm das alte Brugger Geschlecht die Liegenschaft, eröffnete ein Café, das 1910 durch die zweite Generation zum Hotel mit Kegelbahn und Saalbau erweitert wurde. Nach dem frühen Tod seiner Eltern übernahm 1950 der spätere «Millionär» Hansruedi den Betrieb, der nach der Auszahlung einer Schwester finanziell wieder ganz unten beginnen musste. Unter der Devise «Das Geld ist von allen recht» entwickelte sich der Prominentengasthof mit Tennisplatz (wintersüber eine Eisbahn) zu *dem* Treffpunkt der Brugger: «Das Ehepaar verstand es, dank ausgezeichneter Küche und liebenswürdiger Gastfreundschaft die Gaststätte zu einem beliebten Treffpunkt für Einheimische und Auswärtige zu machen», stellte das «Badener Tagblatt» im Nachruf auf den am 28. November 1981 im Alter von 60 Jahren verstorbenen Hansruedi Füchslin fest. Der Aufschwung des Betriebes in der Hochkonjunktur und der Zustand des Hauses legten Umbaupläne nahe. Die Verwirklichung scheiterte am fehlenden Eigenkapital und der aufgrund der «Wirtekrankheit» geschwächten Gesundheit Füchslins. Das Hotel florierte, aber das hatte auch seine Schattenseiten: Überforderung und Überarbeitung. Die Kraft zu einem Neuanfang fehlte in jeder Beziehung. Ein Hoffnungschimier zeichnete sich anfangs der 60er-Jahre ab, als die benachbarte Coop Brugg ebenfalls Neubaupläne entwickelte. Diese hatte 1928 von Garagist Karl Laubacher eine Liegenschaft am Bahnhofplatz erworben und darin eine Filiale eröffnet, die auch nach einer Erweiterung zu klein geworden war. Zum Bau eines Hotels und Warenhauses wurde die Pfauenacker AG gegründet, doch erreichte sie ihren Zweck nicht. Hotelfachleute rieten vom Bauen auf dem teuren City-Boden aus Rentabilitätsgründen ab. Die Liquidation der Gesellschaft brachte dem «Füchslin»-Wirt nur Sorgen mit den Steuerbehörden. Die Zusammenarbeit mit Coop mündete schliesslich 1966 in einen Baurechtsvertrag zugunsten der Coop auf dem Hotel-Areal mit einer sechsmonatigen Kündigungsfrist für den Betrieb. Bis 1968 wirteten die Füchslins in ihrem Haus und anschliessend vier Jahre lang ein Pächter – denn der

Coop-Neubau verzögerte sich. Vorerst durch die City-Planung, dann durch ein Abbruchverbot aufgrund des Bundesbeschlusses über Massnahmen zur Stabilisierung des Baumarktes. Konsequenz für die Wirtsfamilie war ein Zahlungsstopp der Baurechtszinsen durch die Coop. Die Frau des «Millionärs» ging in die neu eröffnete Migros arbeiten... Geld war zwar vorhanden, aber auch nicht unerschöpflich. Für Hansruedi Füchslin war das eine bittere Erfahrung. Er hatte sich nach dem Abschied von seinem Haus gut erholt und arbeitete aushilfsweise und häufig ohne Entgelt in verschiedenen Küchen, wenn Not am Mann war. Von diesem Schlag erholte er sich nicht mehr, obwohl schliesslich das Grundstück 1976 vertragsgemäss ins Eigentum der Coop übergang.



Wirtschaften und Wirtschaft

«Füchslin» und «Bahnhof» verlotterten, kamen herunter, weil der Wille, die Kraft und das Geld zu Erneuerungen fehlten. Die 70köpfige Erbgemeinschaft der Rosalie Strössler verkaufte deren Liegenschaft an das Konsortium Zschokke Wartmann AG/Kistler + Strasser AG/Migros Aargau/Solothurn, weil sich das Haus «in schlechtem Zustand befand und ein grosses Käuferinteresse vorhanden war» – so eine Mit-erbin. 350 000 Franken aus der Erbschaft kamen gemeinnützigen Institutionen zugute. Im Sommer 1964 wurde das Restaurant «Bahnhof» dem Erdboden gleichgemacht. Von 1972 bis zum Abbruch 1974 stand das «Füchslin» leer und lieferte als «Bauruine» Diskussionsstoff für Leserbriefe. Der wirtschaftliche Niedergang der beiden Wirtschaften an der alten Zürcherstrasse stand damit am Anfang der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Brugg zum Regionalzentrum, wie das Ziel der City-Planung formuliert wurde, deren Ausgangspunkt die beiden grossen, brachliegenden Grundstücke bildeten; dort erheben sich heute Neumarkt I und II. Rosalie Strössler leistete ungewollt zu dieser Entwicklung einen wichtigen Beitrag, indem sie jede Überbauung ihrer Liegenschaft verhinderte. Das unüberbaute Grundstück erleichterte den Bau des gewaltigen Migros-Komplexes ungemein. Es berührt merkwürdig, dass Rosalie Strössler genau das Gegenteil von dem bewirkte, was sie zeitlebens anstrebte.



Leserbriefe

«Der projektierte Bau würde die bestehenden Bauten stark überragen und weder zur Umgebung noch zum Bild und Charakter unserer bescheidenen Stadt passen. Die Bauhöhe muss aus Gründen der Ästhetik und des Heimatschutzes reduziert werden. Das Projekt ist ein Präjudiz für die Verschandelung des Stadtbildes.» Dieser Leserbrief aus dem «Brugger Tagblatt» bezieht sich nicht etwa auf die Neumarkt-Bauten. Er ist 30 Jahre alt. Angesprochen wird das Projekt des Aarintra-Wohnblockes mit Geschäftsräumen an der alten Zürcherstrasse 7. Von Überragen ist heute keine Spur mehr zu sehen. 1953 aber waren sechs Stockwerke eine unbekannte Bauhöhe in Brugg, was zum Leserbrief-Titel «Hochhaus in Brugg?» führte ...! Auf dem Grundstück zwischen Badener- und Zürcherstrasse standen zwei Wohnhäuser, die von Olga Geiger-Heuberger an den Architekten, Bauherrn und Unternehmer Fritz Frei verkauft wurden, der 1976 mit seinem Konkurs für Schlagzeilen sorgte. Sein spekulatives Bauvorhaben beschäftigte nicht nur Leserbriefschreiber. Die Baukommission äusserte zuhanden des Stadtrates: «Es ist eines der schwierigsten Baugesuche, das wir je behandelten.» Zum Ästhetikartikel der Bauordnung, der vom Leserbriefschreiber angerufen wurde, fielen der Kommission fünf vielsagende Worte ein: «Das ist so eine Sache ...». Der Stadtrat liess aufgrund der Empfehlungen der Kommission gar ein statisches Gutachten zum Projekt anfertigen, das aber bezüglich der Stabilität des ersten Brugger «Hochhauses» keine gravierenden Mängel zutage förderte.

Ein weiterer Umstand spielte bei diesem Projekt eine Rolle. Am 26. Juni 1953 bewilligte die Gemeindeversammlung einen Kredit für die Revision des Bebauungsplanes für das Bahnhofquartier. Die Bauordnung von 1911 mit Vorschriften über Baulinienabstände entlang der Strassen und Bauabständen zu andern Gebäuden erwies sich mit der Zeit als untauglich. «In einigen Quartieren wird über kurz oder lang die alte Überbauung einer neuen weichen müssen. Was in diesen Quartieren neu entsteht, wird *irgendwie* an die Stelle von Altem treten,» ist in der Botschaft zum Kreditantrag zu lesen, der von der Gemeindeversammlung diskussionslos gutgeheissen wurde. Ein weiteres Gutachten zum Aarintra-Block bezüglich dieser Revision kam zum Schluss: «Die Ausnützungsziffer ist im Interesse einer künftigen Entwicklung des Quartiers als neuem *Haupt-Stadtkern* erwünscht und kann möglicher-

weise als förderndes Beispiel für die Planungsrevision dienen.» Da die noch geltenden Vorschriften eingehalten waren, bewilligte der Stadtrat das Baugesuch von Frei im Juni 1954. Da verhinderte auch die Einsprache der Rosalie Strössler das Bauen nicht mehr: «Es ist stadtbekannt, dass die Grenzabstände nicht eingehalten sind!» Was hätte sie dem Fritz Frei wohl geschrieben, wenn sie dessen Pläne für die Fortsetzung der Aarintra-Überbauung auf dem Strössler-Areal gesehen hätte? Nach der Fertigstellung des Baus würdigte Stadtammann Dr. A. Müller das Werk im «Brugger Tagblatt» vom 10. November 1955 unter dem Titel «Neues Haus – neue Zeit»: Das Haus stehe architektonisch auf einer erfreulich hohen Stufe. Es wirke noch etwas auffallend, doch lehne es sich an den gültigen Baustil der Zeit an: «Die Einpassung wird vollständig sein, wenn einmal die Umgebung überbaut sein wird. Altes und Neues beieinander müssen in Kauf genommen werden. Es war schon früher so.» Das ist noch heute so, wie ein Leserbrief zum Neumarkt II aus dem Jahr 1982 beweist: «Die städtebaulichen Proportionen sind nicht mehr intakt. Es fehlt der Einklang mit der Umgebung.» Auch 1983 tönt es nicht anders als 1953 in bezug auf die neusten Baugesuche Vögele/Gentsch und Mibet/Kern im City-Gebiet: «Allgemein vermisst man bei den in letzter Zeit geplanten und auch ausgeführten Überbauungen die koordinierende Hand des Stadtbauamtes.»



MMM

Auch die Migros begann klein in Brugg. Genau am 15. März 1935, mit der sechsten Filiale im Aargau, an der Zürcherstrasse 18, wo sie einen Laden im neu erstellten Wohn- und Geschäftshaus mietete. Das Haus, das den Häuserblock mit einem klassischen Rundbogen abschloss, steht nicht mehr. Es wurde, knapp 50 Jahre alt, im Juli 1982 abgebrochen, um dem Neubau der Schweizerischen Bankgesellschaft Platz zu machen. 30 Jahre nach der Filialeröffnung war der Migros am alten Ort das eine M zu klein geworden. Auf dem aus der Erbschaft Strössler erworbenen Land plante sie einen MMM: der Startschuss zur City-Planung 1966–1968. In der Zwischenzeit wurde das freie Grundstück wenigstens mit einem provisorischen M-Café genützt. Nach der Genehmigung des Richtplanes City konnte 1971 dem Expansionsdrang

der Migros grünes Licht gegeben werden. Seither ist das Quartier eine Dauerbaustelle. Bei der Vorstellung des Bauvorhabens sprach der Projektverfasser von einem neuen städtebaulichen Akzent für Brugg: «Der Bau wird ein weithin sichtbares Zeichen für Bruggs visionäre Planung.» Dieses Zeichen drohte schon in der Bauzeit zu scheitern. Aufgrund des Tivoli-Debakels geriet die Migros Aargau/Solothurn als Bauherrin in Liquiditätsschwierigkeiten und verkaufte im Dezember 1974 den fast vollendeten Sockelbau der Viktor Kleinert Geschäftshäuser AG. Die Vollendung des Turmaufbaus war trotzdem in Frage gestellt, was Hans Peter Widmer im «Brugger Tagblatt» zur markigen Feststellung veranlasste: «Ein Verzicht auf den Hochbau würde einen breiten Kuhfladen produzieren.» Der Migros-Multi-Markt im Sockelbau wurde am 13. März 1975 eröffnet und bereits im September 1976 konnte die Fertigstellung des Hochhauses gefeiert werden, auf welchem das Viktor-Kleinert-Signet prangt. Der «Kuhfladen» mauserte sich doch noch zum Zeichen visionärer Planung.



Die City-Planung

«Wir haben das Glück, dass zwei Unternehmen, die als Magnet wirken, bauwillig sind,» kommentierte Stadtrat Arthur Gross 1968 im Einwohnerrat die City-Planung. Man kann das auch anders sehen: Damit die von Migros und Coop gewünschten Bauvolumen im Quartier Platz fanden und verkehrsgerecht erschlossen werden konnten, mussten die Bauvorschriften entsprechend abgeändert werden. Diese Optik bestätigt der Stadtratsbericht von 1966, mit dem der Planungskredit beantragt wurde: «Mit den bisherigen Vorschriften kann nicht attraktiv genug gebaut werden.» Gleiche Töne waren schon 1953 zu hören, als es um die Revision des Bebauungsplanes ging. Diese verlief aber offenbar im Sande. Die Spuren des damals bewilligten Geldes verlieren sich in den Gemeindeakten. 1966, am Beginn der City-Planung, heisst es nur, die mittlerweile Kernzonenplanung benannte Arbeit sei 1962 abgeschlossen worden, doch benötigt man für die «weitere Konkretisierung» wiederum Geld. Diesmal verlief die Sache nicht im Sand – weil Bauwillige vorhanden waren. Diese diktierten die neuen Bauvorschriften, denn von ihnen versprach sich die Stadt eine «wirtschaftliche Aufwertung»,

was immer darunter zu verstehen ist. Diesen Umstand wussten Migros und Coop zweifellos in die Waagschale der Planung zu werfen. Der damalige Stadtammann Dr. Eugen Rohr schildert dieses Diktat mit etwas gemässigten Worten: «Die Migros übte schon einen gewissen Druck aus. Sie wollte möglichst bald bauen. Wir glaubten die Verpflichtung zu haben, den Zug nicht abfahren zu lassen. Wir kämpften darum, dass die Migros überhaupt in Brugg baut. Sie besass auch Bauland im Birrfeld und ein Wegzug wäre eine gewaltige Einbusse gewesen. Das Städtli als Magnet wäre abgewirtschaftet worden. Es stellte sich die Frage, ob Brugg Geschäftszentrum bleibt oder nicht.» Die Planung erfasste aber nicht nur die Grundstücke der beiden Grossverteiler, sondern ein ganzes Quartier. Einerseits wurde damit der wahre Grund für diese Arbeiten verschleiert, andererseits herrschte eine derartige Wirtschaftseuphorie, dass man sowieso mit dem Abbruch aller Bauten im «gleichmässig überalterten Gebiet» rechnete. Dass die City-Planung in erster Linie Migros und Coop diene, zeigt sich auch darin, dass nach der Fertigstellung der Bauten auf ihren Grundstücken 1981 eine Revision der Richtplanung nötig wurde. Der Einbezug des ganzen Quartiers in Migros/Coop-Dimensionen drängte sich auch aus andern Gründen auf. Nur so liessen sich derartige Bauvolumen ins kleinstädtische Quartierbild «integrieren»: eine Schein-Integration, bei der sich das übrige Quartier anzugleichen hatte. Diese völlige Neustrukturierung wurde bewusst angestrebt. Die hohe Ausnutzungsziffer sollte das Abbrechen und Neubauen dank höherer Rendite beschleunigen: «Migros und Coop sind Zugkräfte bei der *Umwandlung* des alten Baubestandes,» heisst dieses Bestreben im Planungsbericht, zu dem eine «Nutzflächenprognose» der Firma Metron (Brugg) die Grundlage bildete: «Die weitere Entwicklung zum Dienstleistungszentrum der Region kommt nicht von selbst, sondern muss gefördert und geleitet werden.» Schliesslich schien auch die Lösung des Verkehrsaufkommens durch den Kundenstrom nur durch ein Konzept für das ganze Quartier möglich. Dieses funktioniert heute – für Neumarkt I und II: für das übrige Quartier wurde die unterirdische Erschliessung mit der Revision 1981 beendet. Auch hievon profitieren damit nur die Triebkräfte der City-Planung. Ohne diese wäre es kaum möglich gewesen, die Parkhaus-Zufahrt durch ein fremdes Grundstück zu erstellen.



Der Auto-Einkauf

«Die Besucher des Stadtzentrums sollen auf kürzestem Weg eine Vielzahl von Wünschen befriedigen können,» heisst eines der Planungsziele. Konsumkomfort als Leitbild, was zweifellos erreicht wurde. Mit der Parkhaus-Karte wird diesem Leitbild täglich hundertfach zugestimmt. Man fährt mit dem eigenen Wagen zum Einkauf – möglichst nahe an die Einkaufswagen heran. Dieses Prinzip ist lebenswichtig für ein regionales Zentrum, weil es nur dank Kunden aus der ganzen Region rentieren kann: Ohne optimales Verkehrskonzept keine funktionierende City! «Besser als ein Einkaufszentrum im Grünen,» meint der architektonische Vater der Neumärkte, Gabriel Droz. Ob sich der Einkauf im angeblich billigeren Grossverteiler aus den Aussengemeinden lohnt, muss jeder Kunde selber berechnen. Je nach Wegstrecke und Einkaufssumme kann sich der Grossverteiler-einkauf durch die Autofahrkosten um 9 bis 40 Prozent verteuern! Da lohnt sich der Vergleich mit dem «teuren» Detaillisten im Ort. Viele andere Konsequenzen auf Umwelt und Anwohner zeigt das Zytglogge-Buch «M-Frühling – Vom Migrosaurier zum menschlichen Mass» mehr als eindrücklich auf. Volkswirtschaftlich sinnvoller und umweltschonender – Waldsterben ... – wäre eine dezentralere Güterverteilung durch Lastwagen in die Gemeinden der Region, was unzählige Einkaufsfahrten erübrigen würde.

Die verkehrstechnischen Überlegungen des Ingenieurbüros Walter (Brugg) bildeten eine enorm bedeutungsvolle Grundlage der City-Planung: Lebensnerv und buchstäblich das Fundament. Ausgangspunkt war die städtische Verkehrsplanung, die, wie die Strassen selbst, natürlich von der Allgemeinheit finanziert wurde. Damals plante man noch die Südumfahrung der Stadt durch die Aaretalstrasse, die wohl nie gebaut wird. Dem Bahnhofplatz wäre nur noch ein kleiner Verkehrsstrom geblieben. Trotzdem war an seiner Ostseite ein vierspuriges, kreuzungsfreies Anschlusswerk an die Badenerstrasse und den ebenfalls nicht verwirklichten Ostring (Rosengartenweg–Rottweilerstrasse, damals «Ostring», –Schulthessallee) vorgesehen. Die Mittlere Umfahrung hat aus diesen Plänen Altpapier gemacht. Ein bescheidenes, völlig unvorhergesehenes Resultat hat diese Verkehrsplanung doch noch gezeitigt: das vierspurige Projekt hinterliess an der Südseite des Neumarkt-I-Komplexes eine gewaltige Arkade für eine Fahrspur. Dort

Abb. 2. Original als Wirtin: Das Restaurant «Bahnhof» vor dem Bau der Badenerstrasse 1927; die Zürcherstrasse führt nach rechts zum Bahnübergang Richtung Windisch.

Abb. 3. Legendärer Treffpunkt der Brugger: Das Hotel «Füchslin» vom Bahnhofplatz her gesehen. Die Aufnahme ist vor 1935 zu datieren: die dahinterliegende Lüscher-Fassade wird noch nicht vom alten Migros-Gebäude verdeckt.

Abb. 4. Geschlossenes städtebauliches Bild: Die Modellaufnahme der City – mit der Konkretisierung des Coop-Warenhausprojektes – dokumentiert die geplante Einheitsbauweise. Nördlich des Coop-Projektes müssen aufgrund der Planungsrevision Steildächer gebaut werden (Foto: Jörn Maurer, 2.11.1972).

Abb. 5. Der Richtplan City: Die unterirdische Parkhauseinfahrt (Güterstrasse) bestimmt im westlichen Teil die Orientierung der Hochhausfassaden. Der Migros-Komplex ist offensichtlich so plaziert, dass ein möglichst grosses Bauvolumen realisiert werden konnte. Auffallend: der Aarintra-Block wird von der Planung einfach ausgeklammert (Foto: Hans Eckert).

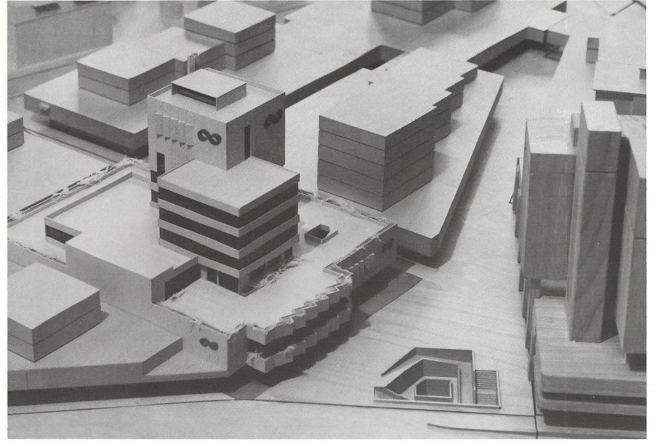
Abb. 6. Das Verkehrsproblem: Die Zürcherstrasse führt noch über die Geleise. Nördlich des Barrierenüberganges die grosse Strössler-Wiese; in der Ecke das Restaurant «Bahnhof» mit angebautem Stall, welcher der Verkehrssanierung weichen musste; gegenüber das «Füchslin» (Foto: Swissair, 1920).

Abb. 7. Erstes Hochhaus: Die Badenerstrasse legt ein Kreuz in die Strössler-Wiese – weit und breit die grösste, nicht überbaute Fläche. Der 1955 vollendete Aarintra-Block dominiert als erstes Hochhaus in Brugg das City-Dreieck (Foto: Swissair, 1957).

Abb. 8. Breiter Kuhfladen: An die Stelle der Strössler-Wiese sind Tennisplätze auf dem Sockelgeschoss des Neumarkt-I-Komplexes getreten. Die Häusergruppe an der alten Zürcherstrasse wird noch vom alten Migros-Gebäude mit der abgerundeten Fassade abgeschlossen (Foto: Jörn Maurer, 12.5.1980).



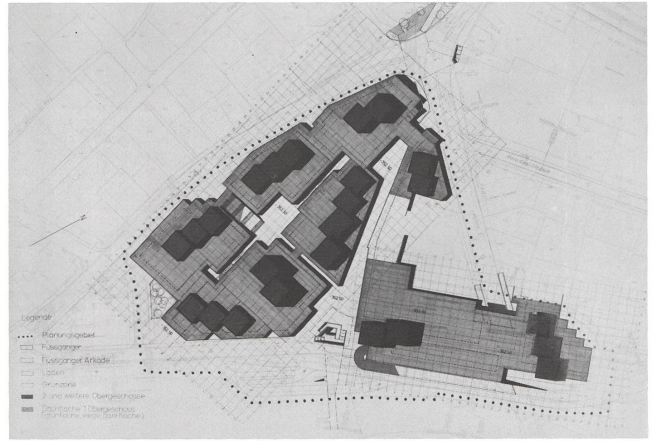
2



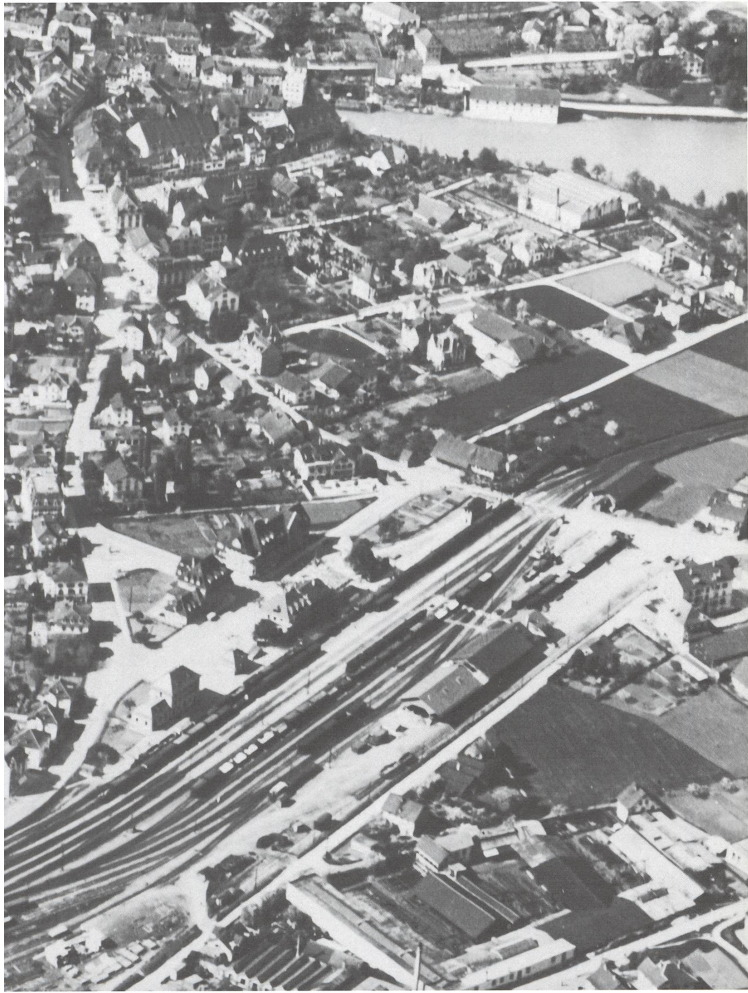
4



3



5



6

1920



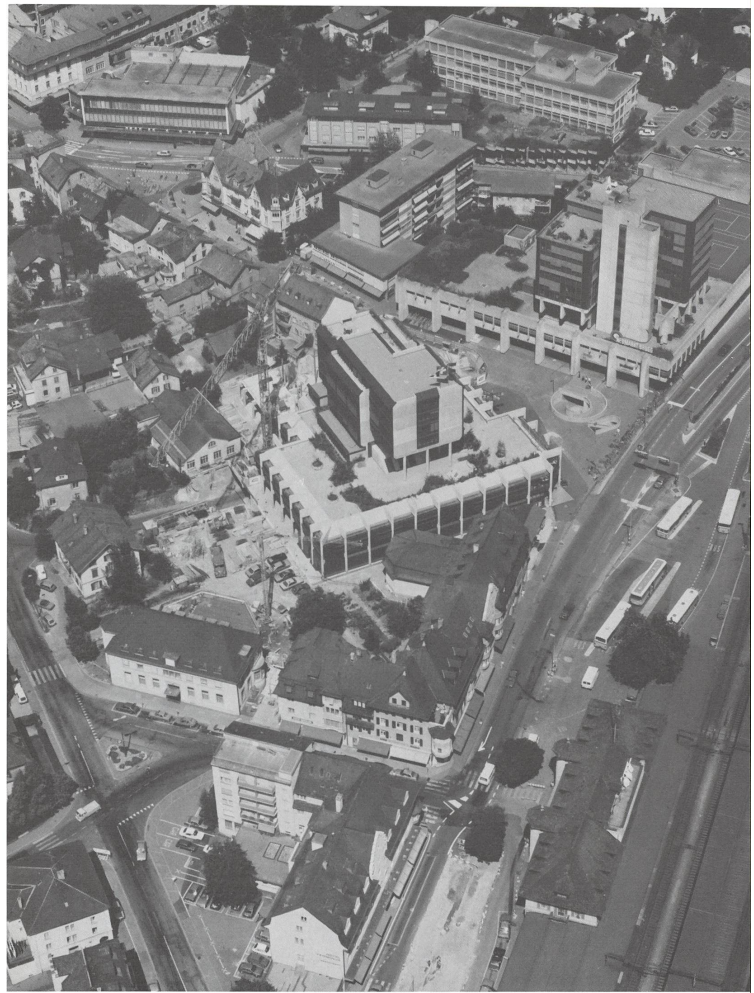
7

1957



8

1980

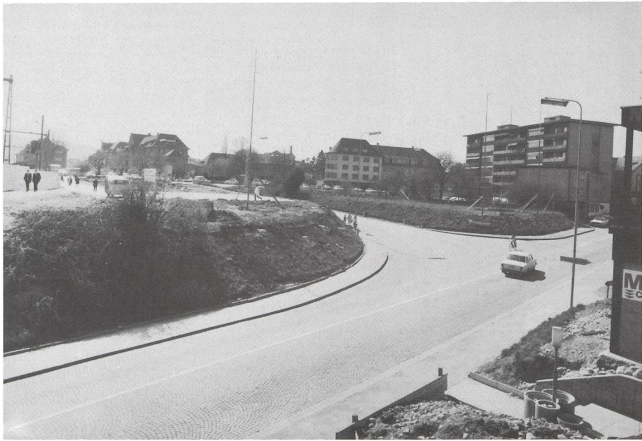


9

1983



10



11



12

finden heute täglich Hunderte von Velos einen Platz, an den kein Planer je gedacht hat. Durch den Durchgangsverkehr Aarau–Umfahrung sinnlos geworden ist jedoch die Öffnung des Platzes zwischen Neumarkt I und II. Die Verbindung zum Bahnhof wird zerschnitten. Der Neumarktplatz dokumentiert mit seinem fehlenden Abschluss eine gescheiterte Planung: «Man müsste auf der Bahnhofseite eine Lösung finden», meint heute der für den Gestaltungsplan verantwortliche Architekt Walter Moser (Baden/Zürich). Dass dem Platz auf seiner dritten Seite ein Bau als Abschluss fehlt, begründet er damit, es sei nicht möglich gewesen, auf der Strasse als öffentlichem Grund einen solchen einzuplanen. Funktional richtig plaziert wäre dort der Bahnhof – aber den müsste man verschieben ...!

Trotz der Papier gebliebenen Verkehrsstudie ruht die City-Planung bildhaft auf dem Fundament des Lebensnervs Verkehrsplanung: der Erschliessung durch die sogenannte Güterstrasse (Parkhauseinfahrt).

Abb. 9. Willkürlich parkiertes Rechteck: Der zweite Magnet, der die Planung bewirkte, steht. Hat die City-Planung nur den ursprünglich bauwilligen Grossverteilern gedient? Erst eine Revision macht das Bauen im nördlichen Teil wieder möglich – bereits sind weitere Häuser abgebrochen worden (Foto: Jörn Maurer, 8.8.1983).

Abb. 10. «Bei uns entfernt man sie»: Die Linde, welche dem Platz den Namen gab, muss einer Strassenverbreiterung weichen. Grünes – wie die Strössler-Wiese – verschwindet im Zeichen des Strebens nach einem Regionalzentrum – Zeichen des Fortschrittes?

Abb. 11. Das Gegenteil erreicht: Nach dem Tod von Rosalie Strössler war ihr Grundstück, das sie nicht überbauen wollte, Anlass und Ausgangspunkt für die grössten privaten Bauvorhaben in Brugg. Hinten das alte Migros-Gebäude und daneben das «Füchslin» (April 1972).

Abb. 12. City-Planung war keine Lösung: Die Revision der City-Planung von 1981 befreite Bauwillige nördlich der Güterstrasse von komplizierten Landumlegungen und der Pflicht zur unterirdischen Erschliessung – womit der Bauboom erneut einsetzen konnte: die Aufnahme ist bereits historisch (Foto: Hansueli Locher, Sommer 1983).

Aufgrund der Untergeschosse für die Parkierung mussten die Hochbauten aus statischen Überlegungen an der Achse dieser Strasse orientiert werden. Eine Analogie ist unverkennbar: auch früher orientierten sich die Fassaden an den – allerdings oberirdischen – Strassen. Gerade weil sich die Neubauten nach einem unterirdischen, unsichtbaren Element ausrichten, wirken sie heute völlig orientierungslos. Der Neumarkt II gleicht einem willkürlich parkierten Rechteck, besonders da die noch bestehenden Bauten sich den alten Strassenzügen angliedern. Diese Situation macht deutlich, dass das Alte im Quartier nur noch darauf wartet, abgebrochen zu werden. Davon ging die City-Planung auch aus und rechnete mit einer Realisierungszeit von rund 25 Jahren. Das entsprechende Modell bietet städtebaulich ein durchaus geschlossenes und einheitliches Bild von doppelstöckigen Sockelelementen, welche die Einkaufszone grösstenteils überdecken, und darauf aufbauend Hochhauskolonnaden. Westlich der alten Zürcherstrasse orientieren sich dabei die Bauten an der Güterstrasse, östlich am Bahnhofplatz. Doch auch diese geplante Einheitlichkeit wird Stückwerk bleiben. Bereits nach der Hälfte der geschätzten Bauzeit machte die Richtplanrevision klar, dass es im vorgesehenen Stil in verschiedener Hinsicht nicht mehr weitergeht. Die neu vorgeschriebenen Steildächer in der revidierten Zone nördlich der Güterstrasse werden dafür sorgen, dass dieser Bruch in der Planung im Quartier optisch sichtbar wird. Sie sollen einen «städtebaulich befriedigenderen Übergang von der City zur Altstadt» gewährleisten, heisst es im Revisionsbericht an den Wohnerrat.



Opposition

«Die Cityplanung ging schlankweg über die politische Bühne», erinnert sich der damalige Stadtammann Rohr: oppositionslos. Wer deren Resultate sieht, wundert sich darüber vielleicht. Ein Problem demokratischer Entscheidungen bei jeder Planung – denn sie ist Papier und bleibt es häufig. Widerstand regt sich erst, wenn derartige Pläne als Bauwerke sichtbar, spürbar, erfassbar werden. Immerhin ging es 1968 bei der Genehmigung durch den Wohnerrat um die Ermöglichung der grössten privaten Bauvorhaben in Brugg, die allein bis heute ein Bauvolumen von über 100 Mio. Franken ausgelöst haben. Aber damals

beherrschte der Wachstumsglaube uneingeschränkt die Front. Davon zeugt die Idee eines Einwohnerrates, das Stadthaus westwärts zu verschieben, um einen breiteren Ausbau der Bahnhofstrasse zu ermöglichen ... In der Diskussion fehlte es allerdings nicht an Hinweisen bezüglich der Auswirkungen auf die Altstadtgeschäfte und fast grotesk wirkt heute die Forderung nach «etwas Grün» in der zukünftigen City. Den Nagel auf den Kopf traf hingegen ein Ratsmitglied, das herausfand: «Bauen kann man nur noch, wenn der Nachbar auch mitmacht.» Dies sei ein berechtigter Einwand, kommentierte der Stadtrat, doch liesse sich keine andere Lösung finden. Genau an diesem Punkt scheiterte die City-Planung nördlich der Güterstrasse: sie war auch keine Lösung und verhinderte gar das Bauen, weshalb mit der Revision Abhilfe geschaffen werden musste. Wie schleierhaft und unfassbar die Konsequenzen eines derartigen Planungswerkes trotz all der Erläuterungen und Unterlagen blieben, dokumentiert die Frage eines Einwohnerrates nach gewalteter Diskussion: «Worüber wird jetzt überhaupt abgestimmt?»

Bäcker und Konditor Hansruedi Lüscher, der heute die Konsequenzen spürt und schliessen muss, erinnert sich an die damalige Situation: «Einerseits wurde die Migros als Magnet begrüsst, andererseits hatten wir Angst vor dieser Entwicklung. Wir konnten nicht einfach sagen: die Migros ist zu gross. Das hätte man begründen müssen und das konnten wir gar nicht abschätzen.»

Keine Begründung lieferten die Urheber eines Farbanschlages auf den Neumarkt II im August 1982, der einen Schaden von 100 000 Franken verursachte; sie wurden nicht identifiziert. Man kann den Anschlag als strafrechtliche Sachbeschädigung auffassen und damit abtun. Abtun als Kinderei, als böartigen Streich oder als «gleiche Sauerei, wie die Anfeindungen gegen Viktor Kleinert in Zürich», so die Auffassung von Gabriel Droz: «Ich verstehe Demokratie etwas anders.» Ich glaube, das ist zu einfach und gefährlich. Der Anschlag hat sich kaum zufällig dort ereignet, wo er stattfand: am Zeichen einer visionären Planung, deren Grundlage eine vorwiegend geldorientierte Gesellschaft bildet, die viele Aspekte menschlichen Daseins vergisst oder missachtet. Für solche Werte zu argumentieren fällt nicht leicht, solange in der Politik nur geldwerte Massstäbe ernst genommen werden. Gewalt manifestiert immer auch die Ohnmacht, auf anderem Weg ein Ziel zu erreichen. Vielleicht ist diese Ohnmacht darauf zurückzuführen, dass Gefühle,

Ängste, menschliche Regungen keinen Platz haben im Rahmen sogenannt sachlich-demokratischer Auseinandersetzungen. Sie basieren auf der Logik und Vernunft – aber ist das der ganze Mensch?



Magnetismus

Die Grossverteiler in der City sollten als Magnete für das ganze Städtchen wirken: den Kundenstrom auch zugunsten der vorhandenen Geschäfte nach Brugg ziehen: «Das bietet die Gewähr, dass Brugg seine Stellung in einer sich rasch entwickelnden Region halten kann», so das stadträtliche Schlusswort im Einwohnerrat. Die Anziehungskraft der beiden Magnetpole aber erwies sich als zu stark, als überdimensioniert und bedeutete für verschiedene Geschäfte den Todesstoss.

Coop selbst verzichtete auf den geplanten Bau eines eigenen Warenhauses. Ihr Projekt verzögerte sich im Gegensatz zur Migros, da noch Landumlegungsverhandlungen nötig waren. Dann traf sie das konjunkturdämpfende Abbruchverbot und schliesslich brach die Rezession herein. Der Bauverzicht wurde 1974 damit begründet, dass aufgrund der hohen Baukosten eine genügende Wirtschaftlichkeit fehle. Das Projekt starb endgültig, da der Glaube an ein euphorisches Umsatzwachstum mit der Ölkrise einen schweren Dämpfer erlitten hatte und die mittlerweile eröffnete Migros das vorhandene Käuferpotential problemlos schluckte. Coop verkaufte deshalb im Oktober 1978 ihr Areal an den mittlerweile in Brugg auch nicht mehr unbekanntem Viktor Kleinert. Vier Jahre später stand der Neumarkt II mit 21 Fachgeschäften – darunter einem redimensionierten Coop, dem vor allem eine «Funktion als Präsenz des Grossverteilers» in Brugg zukommt, so die Worte eines Coop-Managers. Viktor Kleinert lobte sein Werk als Symbol für sein Geschäftsprinzip «lebensfähiger Innenstädte». Er freute sich darüber, dass viele angestammte Geschäfte in den Neumarkt übersiedelten. Dahinter steckt eine Taktik, der man Erpressung oder auch Handels- und Gewerbefreiheit sagen kann: wer nicht mitmacht, muss mit neuer Konkurrenz am Platze rechnen, denn welche Geschäfte zum Florieren zusammengehören, weiss der Geschäftshäuserkönig sehr genau.

«Wir müssen aufhören. Die Jahresabschlüsse sind in die roten Zahlen geraten», fasst der Laden- und Cafébesitzer Hansruedi Lüscher

die Auswirkungen des wirtschaftlichen Magnetismus auf seinen Betrieb in der City zusammen: «Sie sind von jedem Aspekt her negativ.» Nach der Migros-Eröffnung ging es bergab. Im Laden arbeiten statt wie früher fünf nur noch zwei Festangestellte. Der Familienbetrieb muss schliessen, weil ein Nachfolger und die finanzielle Kraft für die erforderlichen Investitionen fehlen. Vor 50 Jahren war das anders. Da zog sein Vater noch aus der Altstadt aus und baute 1924 den vordern Teil des Lüscherhauses, alte Zürcherstrasse 14/16. 1931 sorgte er gar dafür, dass mit der alten Metzgerei Elsenhans erstmals ein Haus im Quartier abgerissen und ein grösseres an seiner Stelle errichtet wurde. Beide Häuser, die einen geschlossenen Komplex bilden, sind durch die Betriebsaufgabe und den Verkauf dem Abbruch geweiht.

Die These, dass nur die herbeigewünschten Magnete selbst von ihrer Anziehungskraft profitieren, unterstützt die Entwicklung eines Neumarkt-Geschäftes, das sich 10 Jahre lang an der Badenerstrasse befand. Optiker Reiner Bloesser befürchtete, dort durch den Wegzug der Bankgesellschaft plötzlich «allein zu sein». Er hätte es vorgezogen, sein Geschäft in einem zentraleren Einzelhaus zu integrieren, doch hat er den Umzug in den Neumarkt nicht bereut: «Der Umsatz hat rund 20 Prozent zugenommen. Aber er muss es auch – schliesslich sind die Mietkosten doppelt so hoch.» Auch wenn noch kein Jahresabschluss vorliegt, wird klar, dass die Rendite nicht höher sein kann. Die Angst, alte Kundschaft wegen des Umzugs zu verlieren, hat sich zwar nicht als begründet erwiesen. Die Konsequenz des kleineren Platzangebotes ist jedoch, dass die Kunden vermehrt auf bestimmte Zeiten bestellt werden müssen. Verärgerung ist die Reaktion, denn der vielgepriesene Konsumkomfort der City verkehrt sich hier ins Gegenteil.



Wohnlichkeit

Er habe das in San Francisco gesehen, erinnert sich Eugen Rohr als Mitverfasser der City-Bauvorschriften: «Das war ganz hübsch. Man konnte da in den Gärten herumspazieren.» Die Idee kam nach Brugg: Gärten auf den Terrassen der Sockelgeschosse. Gärten für die Bewohner der Hochhäuser – denn da waren Wohnungen vorgesehen. Verwirklicht wurden solche bis heute praktisch nicht. Denn sie waren nicht vor-

geschrieben und Bürovermietungen sind eben renditeträchtiger: goldenes Dreieck. «Die fehlende Vorschrift war ein Fehler», meint heute der Planer Walter Moser: «Aber richtig wären gemischt genutzte Gebäude trotzdem. Deren Realisierung ist aufgrund der Immissionen schwieriger. Aber es gibt Orte, wo das verwirklicht wurde.» Er will in der Vögele/Gentsch-Überbauung als Architekt beweisen, dass dieses Prinzip möglich ist. Es muss auch möglich sein. Die seit der Revision geltenden Vorschriften verlangen bei voller Ausnützung einen Nutzflächenanteil Wohnungen von 25 Prozent – und wer verzichtet schon auf die volle Rendite, auch wenn's nur Wohnungen sind. Ein Kindergarten, wie das einmal geplant war, wird trotzdem nicht nötig werden. Familien werden sich kaum mehr ansiedeln – Spielplätze fehlen. Die Plattformen dienen als Tennisplätze oder gleichen grün behauchten Betonwüsten. Ein Familienvater, selber im Quartier aufgewachsen, erinnert sich wehmütig an frühere Zustände mit der riesigen Strössler-Wiese: «Das war das reinste Paradies für uns Kinder.» Mit seinem Kind muss er in den Freudenstein zum Spielen gehen. Nachts weckt die ausgestorbene City selbst bei Erwachsenen Ängste. Das Heimkehren oder Durchqueren wird zum Spiessrutenlauf der Menschen voreinander: wer ist jetzt der, der dem andern Angst macht? Es ist nicht alles Gold, was glänzt – auch im goldenen Dreieck nicht.



Arbeitsbedingungen

Nur dank der praktisch geschlossenen Realisierung der untern Stockwerke war es möglich, die hohe Ausnützungsziffer zu erreichen. Dahinter stand die «Erkenntnis», dass Geschäfte auch ohne Tageslicht funktionieren. Das ist «sekundär» (Eugen Rohr) – für die Geschäfte. Für Menschen nicht. Auf deren Arbeitsbedingungen wirkt sich das negativ aus: «Ich habe viel mehr Kopfweh und auch Probleme mit meiner Gesichtshaut seit ich hier arbeite», sagt eine Angestellte im Neumarkt II: «Ich weiss nicht, ob das Einbildung ist. Aber manchmal möchte ich wieder einmal die Fenster aufreissen können und frische Luft spüren. Nicht immer nur diese Belüftungsanlage ...» Auch Reiner Bloesser meint: «Wenn man wenigstens die Fenster aufmachen könnte.» Aufgrund der (noch?) nicht optimal funktionierenden Belüftung und Hei-

zung erreicht die Temperatur in einzelnen Geschäften Werte von 30 Grad: «Da geht man kaputt, wenn man morgens bis abends drin ist.» Als Nachteil empfunden wird auch der Zwang, die gleichen Öffnungszeiten einhalten zu müssen – besonders über Mittag. Der Lebensrhythmus wird verändert; die gemeinsame Arbeitszeit der Angestellten reduziert sich; menschliche, soziale Kontakte bei einem gemeinsamen Bier – es kann auch etwas anderes sein – werden durch den gestaffelten Feierabend verhindert oder erschwert. Aber das sind ja keine geldwerten Werte, keine Renditeprozente und folglich sekundär. Für Beziehungsprobleme und andere Folgen gibt es schliesslich von der Allgemeinheit finanzierte Therapien und Sozialdienste.



Viktor Kleinert

Er hat der bisher verwirklichten City wesentlich seinen Stempel aufgedrückt. Mit einem einfachen, aber erfolgreichen Kochrezept, das allerdings in Brugg nur zufälligerweise zum Tragen kam: Geschäftszentren in den Innenstädten mit Erschliessung durch öffentliche Verkehrsmittel. Viktor Kleinert personifiziert in Brugg das City-Wachstum; half mit, dass die Pläne überhaupt Realität wurden – aber persönlich gibt er sich zurückhaltend, auch wenn er durchaus den Unternehmer von altem Schrot und Korn repräsentiert. Auf die Frage, wer denn hinter seiner Geschäftshäuser AG stecke, antwortet er: «Die Generalversammlung kann ich im Bett mit meiner Frau abhalten.» Allerdings hört er es auch nicht gerne, wenn er als fremder Fötzel bezeichnet wird: «Meine Grossmutter hat schliesslich in der Papeterie Horlacher gearbeitet.» Aber er ist kein Fuchslin, kein Strössler, den man in der Stadt kennt. Er hat solch überschaubare Verhältnisse zum Verschwinden gebracht, durch Anonymität ersetzt. Er hat nämlich nicht nur Ideen nach Brugg geliefert, sondern auch viel fremdes Geld nach Brugg gebracht: Pensionskassengelder. Damit werden heute derartige Bauten finanziert; Bauten, die Familienunternehmen nicht zu realisieren vermögen. Denn Pensionskassen müssen ihre Gelder horten und sicher anlegen. Sie verwalten Milliardenbeträge der Sparer, ohne dass diese irgendwelchen Einfluss auf die Anlagepolitik haben. Weil diese Gelder angelegt werden müssen, steigen die Bodenpreise immer stärker; Einzelunter-

nehmer können da nicht mehr mithalten, werden deshalb zu Neumarktmietern. Mit der Einführung des Pensionskassenobligatoriums werden sich diese Milliarden noch vervielfachen und diese Auswirkungen noch verstärken. Auch so begrüßenswerte Sozialwerke zeigen Schattenseiten. Es fehlt auch nicht an Reaktionen. Beispielsweise durch die Gründung «alternativer» Pensionskassen, bei denen die Sparer selbst über die Anlagepolitik mitentscheiden.



Gabriel Droz

Auch der Architekt der bisherigen Citybauten wird mit deren Grösse und Dimension identifiziert – und das schätzt er gar nicht. Er hält sie für überdimensioniert. Aber dafür sind City-Planung und Bauherren verantwortlich. Für die äussere Gestaltung hingegen lässt er sich gerne kritisieren: «Jeder Bau, der zu reden gibt, ist positiv. Besser als einer jedenfalls, der anonyme Masse bleibt.» Das sei schon eine etwas eigenwillige Masche, aber sie sei nicht Selbstzweck. Beim «Migros-Kuhfladen» blieb da nicht viel Platz für Eigenwilligkeit, weil Gabriel Droz erst im Planungsstadium als Mitarbeiter begann und die Migros überhaupt kein Bedürfnis nach Fenstern zeigte: nur Verkaufsgestelle. Dem Architekten blieb kaum Spielraum, um die «Schuhschachtel» zu gestalten. Geradezu lächerlich wirkt da die City-Bauvorschrift von Paragraph 10: «Mit Rücksicht auf den kleinteiligen Charakter der Stadt ist eine massstäbliche Gliederung der Bauten anzustreben»! Durch diese Massstäblichkeit – was immer das auch heissen mag – würde sich die City richtig in die vorhandene Bebauung (Altstadt, Stadthaus, Kirche) einfügen, wurde im Einwohnerrat dieser Kosmetikartikel – wirkungslos, wie schon der «Aesthetikartikel» der alten Bauordnung – erläutert. Gabriel Droz versuchte dem Rechnung zu tragen: «Beim Neumarkt II wollten wir eine 60 Meter lange Wand über dem Sockelgeschoss, das vom Richtplan fest vorgeschrieben wird, aufreissen und durchbrechen, damit der Platz darunter nicht erdrückt wird.» Das Aufsteigen der Hochbaukuben nach Süden – und ins Leere hinaus – begründet der Architekt mit dem Bemühen, den Anschluss der nördlich angrenzenden Bauten in der revidierten City-Zone zu erleichtern: mit der Steildächervorschrift sowieso kein leichtes Unterfangen.

Nicht für überdimensioniert hält der damalige Planer Walter Moser die Brugger City: «Eher für unterdimensioniert. Die Verdichtung ist absolut nötig und diese Idee der City-Planung war richtig – auch heute noch. Sonst geht noch mehr Kulturland verloren. Da sind ideale Stadtwohnungen möglich, die kein Einfamilienhausland verschleissen.» Da stellt sich die ungelöste Anschlussfrage, wer zuerst war: das Huhn oder das Ei? – die unwirtlichen Städte oder die Einfamilienhaussiedlungen im Grünen?



Denkmal

Das Wort Denkmal ist es wert, so genau betrachtet zu werden, wie die sogenannten Denkmäler. Das Wort denken heisst doch: denk mal – denk mal nach! Gabriel Droz wollte sich kein Denkmal bauen, wie er sagt. Die von ihm ausgedachten und von vielen Bauarbeitern verwirklichten Bauten sind trotzdem Denkmäler – nicht für ihn und nicht für die Erbauer. Wer vom Bruggerberg die City und die Stadt betrachtet, bemerkt, dass alle Bauten nur Baumhöhe erreichen. Es ergibt sich ein geschlossener Eindruck von grünem Blattwerk und roten Dächern. Mit Ausnahmen: Kirchen und Neumärkte überragen diese natürliche Bauhöhe. Die Kirchen sind weithin sichtbar: als Ausdruck eines christlichen Glaubens. Die City-Bauten sind es als «Zeichen einer visionären Planung»; Ausdruck einer materialistischen Weltsicht, des Glaubens an das Wirtschaftswachstum der Hochkonjunktur. Baugruben zeugen davon, dass diese Zeiten nicht ganz der Vergangenheit angehören. Die Zeit für den Denkmalschutz ist noch nicht reif. Aber vielleicht werden diese Zeugen eines ganz und gar unreligiösen Glaubens an Zinsprozente – im Mittelalter verbot die Kirche Zinsen ... – auch einmal unter Schutz gestellt. Man denke mal daran, diese Art von Planung hätte die Altstadt erfasst: man denke das Undenkbare. Vielleicht war es ein Glück, dass die immer wieder totgesagte Altstadt von der Lebensader eines derartigen Konsumverkehrs abgeschnitten wurde. Es hat sie davor bewahrt, «ausgekernt» zu werden, um hinter potemkinschen Fassaden Grossverteilerdimensionen – wie in andern Städten – zu ermöglichen. Ansätze waren auch hier vorhanden: zum Beispiel der Volksbank-Neubau. Der Kern, die Struktur der kleinstädtischen Dimensio-

nen wäre zerstört – wie das Wort bildhaft ausdrückt – eben «ausgekernt» worden. Dass diese «kleinteilige Stadt» mit Leben gefüllt werden kann; lebensfähig ist und zwar so, wie sie ist, scheint mir nicht in Frage gestellt. Die Erneuerung zahlreicher Wohnhäuser und der Einzug verschiedener Spezialgeschäfte seit der Befreiung vom Durchgangsverkehr beweisen das.